

Insel

Hermann Hesse Briefe an Freunde

Rundbriefe 1946 – 1962
und späte Tagebücher
Herausgegeben von Volker Michels

Kein anderer deutschsprachiger Schriftsteller des 20. Jahrhunderts ist so sehr mit Leserbriefen überschüttet worden wie Hermann Hesse, und kein anderer hat diese oft genug lästige Herausforderung so ernst genommen wie er. Seine Bücher hatten diese Briefe provoziert, also fühlte er sich auch verpflichtet, den Fragen nicht auszuweichen, die in mehr als fünfunddreißigtausend Briefen an ihn gerichtet wurden. Er hat sich ihnen gestellt, individuell und ohne jede Hilfskraft. Denn »einen Kanzleiapparat aufzubauen gegen den täglichen Ansturm«, das wäre, wie er sagte, für ihn, »der zeitlebens die Routine gehaßt und ihr in seinem Leben keinen Platz eingeräumt hat, geradezu Kapitulation und Verrat«. Doch seit 1946, seit der Verleihung des Nobelpreises, nahm der tägliche Posteingang solche Dimensionen an, daß er einen Ausweg finden mußte, der es ihm ermöglichte, diesem seinem Grundsatz treu zu bleiben, ohne ihm doch die ganze Arbeitskraft zu opfern. So half er sich von 1946 bis zu seinem Lebensende mit einer neuen literarischen Gattung, seinen »Rundbriefen«, die es ihm erlaubten, sowohl auf die am häufigsten wiederkehrenden Leserfragen zu reagieren, zeitgenössische Bücher zu empfehlen als auch seine neuen Erlebnisse und Erfahrungen festzuhalten und zu gestalten. Diese Rundbriefe erschienen zunächst als Privatdrucke, die Hesse seinen notgedrungen immer knapperen Antworten auf Leserbriefe beilegte. Einige davon wurden einer größeren Öffentlichkeit 1955 in der Sammlung *Beschwörungen* vorgelegt, einem Fortsetzungsband seiner *Späten Prosa*. Unsere Ausgabe vereinigt diese ebenso autobiographisch wie zeitgeschichtlich bedeutsamen Rundbriefe und Tagebuchnotizen erstmals vollständig.

insel taschenbuch 2642

Hermann Hesse
Briefe an Freunde



Hermann Hesse

Briefe an Freunde

*Rundbriefe 1946-1962
und späte Tagebücher*

Herausgegeben von
Volker Michels

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2000

insel taschenbuch 2642

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2000

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34342-4

Inhalt

Ein Brief nach Deutschland	9
Statt eines Briefes	16
Geheimnisse	19
Antwort auf Bittbriefe	34
An einen jungen Kollegen in Japan	35
Nicht abgesandter Brief an eine Sängerin	40
Das gestrichene Wort	49
Nächtliche Spiele	53
An einen jungen Künstler	60
Stunden am Schreibtisch	65
Rundbrief an einige Freunde in Schwaben	71
Antwort auf Briefe aus Deutschland	75
Weihnacht mit zwei Kindergeschichten	79
Aus einem Brief an Freunde	87
Begegnungen mit Vergangenen	91
Allerlei Post	97
Ahornschatten	105
Großväterliches	110
Aprilbrief	119
Geburtstag	126
Herbstliche Erlebnisse	129
Über das Alter	141
Engadiner Erlebnisse	145
Notizblätter um Ostern	167
Beschwörungen	176
Yin und Yang	193
Rundbrief aus Sils-Maria	196
Weihnachtsgaben	210
Leser und Dichtung	217
Brief an den Verfasser eines Kriegsromans	220
Ein paar indische Miniaturen	223

Bericht an die Freunde	227
Sommerbrief	238
An einen Musiker	246
Yüan Wu's Niederschrift von der smaragdenen Felswand	251
Josef Knecht an Carlo Ferromonte	256
Schreiben und Schriften	263
Brief im Mai	271
<i>Quellennachweise</i>	281
<i>Namenregister</i>	284
<i>Zeittafel</i>	289

Ein Brief nach Deutschland

(An Luise Rinser)

Merkwürdig ist das mit den Briefen aus Ihrem Lande! Viele Monate lang bedeutete für mich ein Brief aus Deutschland ein überaus seltenes, und beinahe immer ein freudiges Ereignis. Er brachte die Nachricht, daß irgendein Freund noch lebe, von dem ich lange nichts mehr erfahren und um den ich vielleicht gebangt hatte. Und er bedeutete eine kleine, freilich nur zufällige und unzuverlässige Verbindung mit dem Lande, das meine Sprache sprach, dem ich mein Lebenswerk anvertraut hatte, das bis vor einigen Jahren mir auch mein Brot und die moralische Rechtfertigung für meine Arbeit gegeben hatte. Ein solcher Brief kam immer überraschend, immer auf wunderlichen Umwegen, er enthielt kein Geschwätz, nur Wichtiges, war oft in großer Hast während der Minuten geschrieben, in denen ein Rotkreuzwagen oder ein Rückwanderer darauf wartete, oder er kam, in Hamburg, Halle oder Nürnberg geschrieben, nach Monaten auf dem Umweg über Frankreich oder Amerika, wohin ein freundlicher Soldat ihn bei seinem Heimaturlaub mitgenommen hatte.

Dann wurden die Briefe häufiger und länger, und hinzu kamen sehr viele aus den Kriegsgefangenenlagern aller Länder, traurige Papierfetzchen aus den Stacheldrahtlagern in Ägypten und Syrien, aus Frankreich, Italien, England, Amerika, und unter diesen Briefen waren schon viele, die mir keine Freude machten und die zu beantworten mir bald die Lust verging. In den meisten dieser Gefangenenbriefe wurde sehr geklagt, es wurde auch bitter geschimpft, es wurde Unmögliches an Hilfe verlangt, es wurde höhnisch an Gott und Welt Kritik geübt und zuweilen geradezu mit dem nächsten Krieg gedroht. Es gab edle Ausnahmen, doch waren sie selten. Im übrigen sprachen sie nur von dem, was sie erleiden mußten und klagten bitter über die Ungerechtigkeit der langen Gefangenschaft. Vom an-

deren, von dem, was sie als deutsche Soldaten jahrelang der Welt angetan hatten, war nie mit einem Wort die Rede. Mir fiel dabei immer ein Satz aus einem deutschen Kriegsbuch aus der Zeit des Einmarsches in Rußland ein. Der Autor, im übrigen harmlos und leidlich frei von Nazimentalität, bekannte darin, daß der Gedanke ans Sterbenmüssen freilich jeden Soldaten nicht wenig beschäftige, während das andre, das Tötenmüssen, lediglich eine »taktische« Frage sei. Alle diese Briefschreiber gaben Hitler preis, keiner war mitschuldig.

Ein Gefangener in Frankreich, kein Kind mehr, sondern ein Industrieller und Familienvater, mit Dokortitel und guter Bildung, stellte mir die Frage: was denn nach meiner Meinung ein gutgesinnter, anständiger Deutscher in den Hitlerjahren hätte tun sollen? Nichts habe er verhindern, nichts gegen Hitler tun können, denn das wäre Wahnsinn gewesen, es hätte ihn Brot und Freiheit gekostet, und am Ende noch das Leben. Ich konnte nur antworten: Die Verwüstung von Polen und Rußland, das Belagern und dann das irrsinnige Halten von Stalingrad bis zum bitteren Ende sei vermutlich auch nicht ganz ungefährlich gewesen, und doch hätten die deutschen Soldaten es mit Hingabe getan. Und warum sie denn Hitler erst von 1933 an entdeckt hätten? Hätten sie ihn nicht zum mindesten seit dem Münchener Putsch kennen müssen? Warum sie denn die einzige erfreuliche Frucht des ersten Weltkrieges, die deutsche Republik, statt sie zu stützen und zu pflegen, fast einmütig sabotiert, einmütig für Hindenburg und später für Hitler gestimmt hätten, unter dem es dann allerdings lebensgefährlich geworden sei, ein anständiger Mensch zu sein? Ich erinnerte solche Briefschreiber auch gelegentlich daran, daß das deutsche Elend ja nicht erst mit Hitler begonnen habe, und daß schon im Sommer 1914 der trunkene Jubel des Volkes über Österreichs gemeines Ultimatum an Serbien eigentlich manchen hätte aufwecken können. Ich erzählte, was Romain Rolland, Stefan Zweig, Frans Masereel, Annette Kolb und ich in jenen Jahren durchzukämpfen und zu erleiden hatten. Aber

darauf ging keiner ein, sie wollten überhaupt keine Antwort hören, keiner wollte wirklich disputieren, wirklich an irgend-ein Lernen und Denken gehen.

Oder es schrieb mir ein ehrwürdiger greiser Geistlicher aus Deutschland, ein frommer Mann, der unter Hitler sich tapfer gehalten und vieles geduldet hatte: erst jetzt habe er meine vor fünfundzwanzig Jahren geschriebenen Betrachtungen aus dem ersten Weltkrieg gelesen, und müsse ihnen als Deutscher und als Christ Wort für Wort beistimmen. Aber ehrlicherweise müsse er auch sagen: wären diese Schriften ihm damals, als sie neu und aktuell waren, unter die Augen gekommen, so hätte er sie entrüftet weggelegt, denn er sei damals, wie jeder anständige Deutsche, ein strammer Patriot und Nationalist gewesen.

Häufiger und häufiger wurden die Briefe, und jetzt, seit sie wieder mit der gewöhnlichen Post kommen, läuft mir Tag um Tag eine kleine Sintflut ins Haus, viel mehr als gut ist und als ich lesen kann. Doch sind es zwar Hunderte von Absendern, aber im Grunde doch nur fünf oder sechs Arten von Briefen. Mit Ausnahme nämlich der wenigen ganz echten, ganz persönlichen und unwiederholbaren Dokumente dieser großen Notzeit – und zu diesen wenigen gehört als einer der besten Ihr lieber Brief – sind diese vielen Schreiben Ausdruck bestimmter, sich wiederholender, oft allzu leicht erkennbarer Haltungen und Bedürfnisse. Sehr viele von ihren Verfassern wollen bewußt teils dem Adressaten, teils der Zensur, teils sich selber ihre Unschuld am deutschen Elend beteuern, und nicht wenige haben ohne Zweifel gute Ursache zu diesen Anstrengungen.

Da sind nun zum Beispiel alle jene alten Bekannten, die mir früher jahrelang geschrieben, damit aber in dem Augenblick aufgehört hatten, wo sie merkten, daß man sich durch Briefwechsel mit mir, einem Wohlüberwachten, recht Unangenehmes zuziehen könne. Jetzt teilen sie mir mit, daß sie noch leben, daß sie stets warm an mich gedacht und mich um mein Glück, im Paradies der Schweiz zu leben, beneidet hätten, und

daß sie, wie ich mir ja denken könne, niemals mit diesen verfluchten Nazis sympathisiert hätten. Es sind aber viele dieser Bekenner jahrelang Mitglieder der Partei gewesen. Jetzt erzählen sie ausführlich, daß sie in all diesen Jahren stets mit einem Fuß im Konzentrationslager gewesen seien, und ich muß ihnen antworten, daß ich nur jene Hitlergegner ganz ernstnehmen könne, die mit *beiden* Füßen in jenen Lagern waren, nicht mit dem einen im Lager, mit dem andern in der Partei. Auch erinnere ich sie daran, daß wir hier im »Paradies« der Schweiz während der Kriegsjahre jeden Tag mit dem freundnachbarlichen Besuch der braunen Teufel haben rechnen müssen, und daß in unsrem Paradiese auf uns Leute von der Schwarzen Liste schon die Gefängnisse und Galgen warteten. Immerhin gebe ich zu, daß je und je die Neuordner Europas uns schwarzen Schafen auch lockende Köder hingehalten haben. So wurde ich noch ziemlich spät, zu meinem Erstaunen durch einen Miteidgenossen und Kollegen mit bekanntem Namen, eingeladen, auf »seine« Kosten nach Zürich zu kommen, um mit ihm meine Aufnahme in den vom Ministerium Rosenberg gegründeten Bund der europäischen Kollaborationisten zu besprechen.

Dann gibt es treuherzige alte Wandervögel, die schreiben mir, sie seien damals, so etwa um 1934, nach schwerem innerem Ringen in die Partei eingetreten, einzig um dort ein heilsames Gegengewicht gegen die allzu wilden und brutalen Elemente zu bilden usw.

Andre wieder haben mehr private Komplexe und finden, während sie im tiefen Elend leben und von wahrlich wichtigeren Sorgen umgeben sind, Papier und Tinte und Zeit und Temperament im Überfluß, um mir in langen Briefen ihre tiefe Verachtung für Thomas Mann auszusprechen und ihr Bedauern oder ihre Entrüstung darüber, daß ich mit einem solchen Manne befreundet sei.

Und wieder eine Gruppe bilden jene, die offen und eindeutig all die Jahre mit an Hitlers Triumphwagen gezogen haben, ei-

nige Kollegen und Freunde aus früheren Zeiten her. Sie schreiben mir jetzt rührend freundliche Briefe, erzählen mir eingehend von ihrem Alltag, ihren Bombenschäden und häuslichen Sorgen, ihren Kindern und Enkeln, als wäre nichts gewesen, als wäre nichts zwischen uns, als hätten sie nicht mitgeholfen, die Angehörigen und Freunde meiner Frau, die Jüdin ist, umzubringen, und mein Lebenswerk zu diskreditieren und schließlich zu vernichten. Nicht einer von ihnen schreibt, er bereue, er sehe die Dinge jetzt anders, er sei verblendet gewesen. Und auch nicht einer schreibt, er sei Nazi gewesen und werde es bleiben, er bereue nichts, er stehe zu seiner Sache. Wo wäre je ein Nazi zu seiner Sache gestanden, wenn diese Sache schiefging?! Ach, es ist zum Übelwerden.

Eine kleinere Zahl von Briefschreibern erwartet von mir, ich solle mich heute zu Deutschland bekennen, solle hinüberkommen, solle an der Umerziehung mitarbeiten. Weit größer aber ist die Zahl derer, die mich auffordern, draußen in der Welt meine Stimme zu erheben und als Neutraler und als Vertreter der Menschlichkeit gegen Übergriffe oder Nachlässigkeiten der Besatzungsarmeen zu protestieren. So weltfremd, so ohne Ahnung von der Welt und Gegenwart, so rührend und beschämend kindlich ist das!

Wahrscheinlich kommt Ihnen all dieser teils kindliche teils bösertige Unsinn gar nicht erstaunlich vor, wahrscheinlich kennen Sie all das besser als ich. Sie deuten ja an, daß Sie mir einen langen Brief über die geistige Situation in Ihrem armen Lande geschrieben haben, ihn aber aus Zensurgründen zurückbehielten. Nun, ich wollte Ihnen nur einen Begriff davon geben, womit jetzt die größere Hälfte meiner Tage und Stunden ausgefüllt ist, und wollte damit auch erklären, warum ich diesen Brief an Sie drucken lasse. Ich kann nämlich die Haufen von Briefen, von denen die meisten ohnehin Unmögliches verlangen und erwarten, natürlich nicht beantworten, und doch sind unter jenen Briefen solche, denen mich ganz zu entziehen mir nicht erlaubt schiene. Ihren Verfassern werde ich nun die-

sen gedruckten Brief schicken, schon weil sie alle so wohlmeinend und besorgt nach meinem Ergehen fragen.

Ihr lieber Brief nun ist in keiner Kategorie unterzubringen, er enthält nicht ein einziges schabloniertes Wort, und enthält – wunderbar im heutigen Deutschland! – nicht ein Wort der Klage oder Anklage. Er hat mir außerordentlich wohl getan, Ihr guter, kluger und tapferer Brief, und was er über Ihr eigenes Schicksal enthält, hat mich tief bewegt. So sind also auch Sie, wie unser treuer Freund Suhrkamp, lange Zeit bewacht, bespitzelt, in die Kerker der Gestapo gesteckt, und sogar zum Tode verurteilt worden! Ich bin beim Lesen tief erschrocken, um so mehr als auch meine Briefe, trotz aller Vorsicht, Sie mitbelastet haben, aber eigentlich überrascht haben Ihre Nachrichten mich nicht. Denn ich hatte mir Sie niemals mit dem einen Fuß im Gefängnis oder Lager, mit dem andern aber in der Partei vorgestellt, sondern habe nie daran gezweifelt, daß Sie tapfer und wach, wie es Ihren hellen Augen und Ihrer Klugheit zukommt, auf der richtigen Seite gestanden. Und da waren Sie freilich in schwerster Gefahr.

Sie sehen, ich kann mit der Mehrzahl meiner deutschen Korrespondenten wenig anfangen. Es ist manches ähnlich wie einst am Ende des ersten Weltkriegs, und ich bin freilich heute auch älter und mißtrauischer als ich damals war. So wie heute alle meine deutschen Freunde in der Verurteilung Hitlers einig sind, so waren sie es damals, bei der Gründung der deutschen Republik, in der Verurteilung von Militarismus, Krieg und Gewalt. Man fraternisierte allgemein, etwas spät aber herzlich, mit uns Kriegsgegnern, Gandhi und Rolland wurden beinahe wie Heilige verehrt. »Nie wieder Krieg!« hieß das Schlagwort. Aber einige Jahre später konnte Hitler schon seinen Münchener Putsch wagen. So nehme ich denn die heutige Einmütigkeit im Verdammten Hitlers nicht allzu ernst, und sehe in ihr nicht die mindeste Gewähr für eine politische Sinnesänderung, oder auch nur für eine politische Erkenntnis und Erfahrung. Ernst, sehr ernst aber nehme ich die Sinnesänderung, die Läuterung

und Reife jener Einzelnen, denen in der ungeheuren Not, in dem glühenden Martyrium dieser Jahre sich der Weg nach Innen, zur Selbstkritik, der Weg ins Herz der Welt, der Blick in die zeitlose Wirklichkeit des Lebens geöffnet hat. Diese Erwachten haben das große Geheimnis ganz ähnlich gespürt und erlebt und erlitten, wie ich es einst in den bitteren Jahren nach 1914 erlebt habe, nur geschah es unter viel größerem Druck, unter härteren Leiden, und ohne Zweifel sind Unzählige auf dem Weg zu diesem Erlebnis und Erwachen zusammengebrochen und erlegen, ehe sie die Reife erreichen konnten.

Hinter dem Stacheldraht eines Gefangenenlagers in Afrika schreibt mir ein deutscher Hauptmann von Erinnerungen an Dostojewskis »Totenhaus« und an Siddhartha, von seinem Streben, inmitten eines erbarmungslosen Lebens, das kein Alleinsein auch nur für Minuten erlaubt, den Pfad der Versenkung zu gehen und ins Innen zu gelangen, »ohne daß der Wille zum Ausscheiden aus allen Vordergründen endgültig würde«. Oder eine ehemalige Gefangene der Gestapo schreibt: »Ich habe durch das Gefängnis viel gelernt, und bürgerliche Kümernisse bedrücken mich nicht mehr.« Das sind positive Erfahrungen, sind Zeugnisse wirklichen Lebens, und ich könnte solcher Worte noch viele anführen, wenn ich die Zeit und Augenkraft hätte, all diese Briefe nochmals zu durchlesen.

Ihre Frage nach meinem Ergehen ist rasch beantwortet. Ich bin alt und müde geworden, und die Zerstörung meines Werkes, begonnen durch Hitlers Ministerien und restlos vollendet durch die amerikanischen Bomben, hat meinen letzten Jahren den Grundton von Enttäuschung und Kummer gegeben. Daß über diesem Grundton dennoch manche kleine Melodie noch möglich ist, und ich zu manchen Stunden auch jetzt noch im Zeitlosen zu leben vermag, ist mein Trost. Damit etwas von meinem Werk übrig bleibe, mache ich von Zeit zu Zeit von irgendeinem seit Jahren fehlenden Buch einen Schweizer Neudruck; es ist nicht viel mehr als eine Geste, denn diese Drucke existieren natürlich nur für die Schweiz.

Alter und Verkalkung machen Fortschritte, manchmal will das Blut nicht mehr so richtig durchs Gehirn laufen. Aber diese Übel haben schließlich auch ihre gute Seite: man nimmt nicht alles mehr so deutlich und heftig auf, man hört an vielem vorbei, man spürt manchen Hieb oder Nadelstich überhaupt nicht mehr, und ein Teil des Wesens, das einst Ich hieß, ist schon dort, wo bald das Ganze sein wird.

Zu den guten Dingen, für deren Aufnahme und Genuß ich noch Organe habe, die mir noch Freude machen und das Dunkle übertönen können, gehören die seltenen, aber eben doch vorhandenen Zeichen für das Weiterleben eines echten geistigen Deutschland, die ich nicht in der Betriebsamkeit der jetzigen Kulturmacher und Konjunkturdemokraten Ihres Landes suche und finde, sondern in solchen beglückenden Äußerungen der Entschlossenheit, Wachheit und Tapferkeit, der illusionslosen Zuversicht und Bereitschaft, wie Ihr Brief eine ist. Dafür sage ich Ihnen meinen Dank. Hütet den Keim, bleibt dem Licht und Geiste treu. Ihr seid sehr Wenige, aber vielleicht das Salz der Erde.

(1946)

Statt eines Briefes

[Ende Juli 1946]

Die letzten Monate haben mir eine so große Überbürdung gebracht, daß ich mir für eine Weile mit dieser Drucksache helfen muß. Schon seit einem halben Jahr, nämlich seit die ersten Möglichkeiten sich boten, hungernden Freunden in Deutschland je und je etwas senden zu lassen, habe ich, da ich von den großen Organisationen und Maschinen der Wohltätigkeit wenig halte, die Sache so angefaßt, daß ich mir vornahm, eine kleine Zahl von Menschen, die mir teuer sind, regelmäßig zu unterstützen. Um nun diese Sendungen jeden Monat wieder zu ermöglichen, mußte ich, da seit einigen Jahren meine Aus-

gaben größer sind als die Einnahmen, das Nötige durch Arbeit verdienen, teils durch den Verkauf von Privatdrucken usw., teils durch kleine Bettelgänge im Kreis meiner Schweizer Freunde, teils durch Herstellen von Bilderhandschriften für wohlhabende Besteller. Damit und mit der seit einem Jahr stark angewachsenen Aufgabe, eine große Zahl von deutschen Kriegsgefangenen mit Lektüre, zum Teil auch mit Rat und Zuspruch zu versorgen, war nun eigentlich meine nicht mehr große Arbeitskraft jeden Tag reichlich in Anspruch genommen, es blieb für Privates, namentlich für Briefe, kaum noch ein Restchen übrig.

So stand es, als mit dem 1. April der Briefverkehr von und nach Deutschland sich wieder öffnete. Seither sind zu meiner täglichen Post Haufen und Haufen von Briefen hinzugekommen, viele Hunderte, und kommen weiter Tag für Tag, und die Mehrzahl dieser Briefe verdiente eine Antwort, sie kommen von alten treuen Lesern, von Ratsuchenden, von Verzweifeln- den oft, ich habe in diesen paar Monaten weit mehr als tausend zum Teil erschütternde Berichte von deutschen Schicksalen der letzten Jahre zu lesen bekommen, und jeder dieser Berichte forderte nicht nur die stets überanstrengten Augen, den stets übermüdeten Kopf, sie setzten auch Herz und Gemüt unter eine nie endende Flut von mitleidfordernden Klagen, Fragen, Bitten, Anklagen, Hilferufen.

Ich wäre, auch wenn ich kräftig und um Jahrzehnte jünger wäre, diesem Ansturm nicht gewachsen. Ich habe zur Aufklärung und Mahnung für Leser, die dessen bedürfen, den »Brief nach Deutschland« drucken lassen, und für Trostbedürftige die Neujahrsansprache und den »Brief an Adele«, und muß ihnen nun dieses gedruckte Blatt folgen lassen, als Gruß für die, die mir in ihren Briefen so viel Vertrauen schenken, und als Auskunft auf die paar Fragen, die sich in den Briefen am häufigsten wiederholen:

Die geringen Möglichkeiten, deutschen Freunden materiell zu helfen, werden von mir so gut wie möglich ausgenützt. Ich

kann und darf diese Möglichkeiten nicht vergeuden, indem ich all den hundert Bitten durch einen einmaligen Mitleidsakt, eine bloße Gebärde, antworte.

Unnütz ist es auch, mich als Vermittler zwischen Hilfesuchenden und den Schweizer Fürsorgestellen, wie Rotes Kreuz, Intellektuellenhilfe usw., anzurufen; ich gehöre keiner dieser Organisationen an, kenne die meisten gar nicht, und habe in keiner mitzureden.

Sehr häufig werde ich nach dem Schicksal meines Werkes gefragt. Nun, es war in Berlin verlegt, und was die Goebbels und Rosenberg davon übrig gelassen hatten, es war nicht mehr viel, ist samt dem ganzen Verlag durch Bomben vernichtet. Das Werk existiert seit einigen Jahren nicht mehr. Daß es wieder erstehen werde, irgend einmal, daran habe ich nie gezweifelt; aber materiell ist es vorläufig vernichtet, und bis heute konnte auch nicht das kleinste Büchlein durch eine Neuauflage ersetzt werden.

Inzwischen habe ich einige meiner frühern Bücher in Schweizer Lizenzausgaben erscheinen lassen, und auch einige neue. Diese Ausgaben haben nur kleine Auflagen und es besteht keine Möglichkeit, diese Bücher, sei es auch geschenkwweise, nach Deutschland auszuführen. Es kommen jeden Tag Bitten um Bücher, und keine kann erfüllt werden. Dagegen habe ich von diesen Schweizer Ausgaben eine große Anzahl, im ganzen manche hundert Bände, an deutsche Kriegsgefangene verschenkt, denn an sie ist die Ausfuhr erlaubt.

Ich bitte meine Freunde, für eine Weile mit diesem mageren Blatt vorlieb zu nehmen. Die Fragen nach meinen Gedanken über den Frieden in der Welt, über die nächste Zukunft Deutschlands, der Menschheit und der Kultur könnte ich ohnehin nicht beantworten, auch wenn ich junge Augen und Zeit genug hätte. Ich mache mir solche Gedanken gar nicht. Die Springflut von Jammer und Not, erst viele Jahre lang aus der Emigration und den von Deutschland vergewaltigten Ländern, jetzt aus Deutschland selbst, drückt mich an die Wand, will

erlitten und irgendwie bestanden sein, fordert das Letzte an Kraft, und macht das Nachdenken über die Zukunft unmöglich und damit unnütz. Wenn wir uns heute, den heutigen Nöten und Forderungen gegenüber, einigermaßen menschlich und anständig halten, wird auch die Zukunft menschlich sein können. Mehr ist darüber nicht zu sagen. Die andre Frage: wie sich der Deutsche heute all der Kritik, der Verachtung, des Hasses erwehren solle, denen er nicht ohne gute Gründe ausgesetzt ist, habe ich schon einmal beantwortet: er soll zunächst einmal sich um sich selbst und seine Seele kümmern, in sich aufräumen, und sich nicht bei jeder Kritik an Deutschland persönlich mitgekränkt fühlen. Aber man hat diesen Rat nicht gerne gehört, und auch dies wird gute Gründe haben.

Meine Freunde bitte ich sehr, diese Mitteilung ja nicht als eine Aufforderung zu betrachten, mir nicht mehr zu schreiben. Im Gegenteil, diese ganze Briefflut wird mir gerade dadurch erträglich und erleichtert, daß auch immer wieder Grüße meiner alten Freunde und Leser dabei sind.

Geheimnisse

Hie und da fühlt der Dichter, und vermutlich auch mancher andre Mensch, das Bedürfnis, sich für eine Stunde von den Vereinfachungen, Systemen, Abstraktionen und andern Halb- oder Ganzlügen abzuwenden und die Welt so zu betrachten wie sie wirklich ist, also nicht als ein zwar kompliziertes, aber schließlich doch übersehbares und verstehbares System von Begriffen, sondern als den Urwald von schönen und schauerlichen, immer neuen, vollkommen unverständbaren Geheimnissen, die sie ist. Wir sehen jeden Tag zum Beispiel das sogenannte Weltgeschehen in der Zeitung dargestellt, flach, übersehbar, auf zwei Dimensionen reduziert, von den Spannungen zwischen Ost und West bis zur Untersuchung des japanischen Kriegspotentials, von der Kurve des Index bis zur

Versicherung eines Ministers, daß gerade die ungeheure Dynamik und Gefährlichkeit der neuesten Kriegswaffen dazu führen müsse, diese Waffen niederzulegen oder in Pflugscharen zu verwandeln, und obwohl wir wissen, daß dies alles keine Wirklichkeiten sind, sondern teils Lügen, teils fachmännische Jonglierspiele mit einer amüsanten, erfundenen, unverantwortlichen Surrealisten-Sprache, so macht uns dies täglich wiederholte Weltbild, auch wenn es sich von einem Tag zum andern noch so kraß widerspricht, doch jedesmal wieder ein gewisses Vergnügen oder gibt uns eine gewisse Beruhigung, denn für einen Augenblick scheint in der Tat die Welt flach, übersehbar und geheimnislos zu sein und sich jeder Erklärung, die den Wünschen des Abonnenten entgegenkommt, willig zu fügen. Und die Zeitung ist ja auch nur eines von tausend Beispielen, sie hat weder die Entwirklichung der Welt und die Abschaffung der Geheimnisse erfunden, noch ist sie deren einziger Praktikant und Nutznießer. Nein, so wie der Abonnent, wenn er die Zeitung überflogen hat, für einen Augenblick die Illusion genießt, er wisse nun in der Welt für vierundzwanzig Stunden Bescheid und es sei im Grunde nichts passiert, als was kluge Redakteure schon in der Donnerstagsnummer teilweise vorausgesagt hätten, ganz ebenso malt und lügt sich jeder von uns jeden Tag und jede Stunde den Urwald der Geheimnisse in einen hübschen Garten oder in eine flache, übersichtliche Landkarte um, der Moralist mit Hilfe seiner Maximen, der Religiöse mit Hilfe seines Glaubens, der Ingenieur mit Hilfe seiner Rechenschieber, der Maler mit Hilfe seiner Palette und der Dichter mit Hilfe seiner Vorbilder und Ideale, und jeder von uns lebt so lange leidlich zufrieden und beruhigt in seiner Scheinwelt und auf seiner Landkarte weiter, als er nicht durch irgendeinen Dammbruch oder irgendeine schreckliche Erleuchtung plötzlich die Wirklichkeit, das Ungeheure, schrecklich Schöne, schrecklich Grausige, auf sich einstürzen und sich von ihm ausweglos umarmt und tödlich gepackt fühlt. Dieser Zustand, diese Erleuchtung oder Erweckung, dieses Leben in